

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus! Amen.

Liebe Gemeinde,

das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ist nicht gerade ein Traum von einem Predigttext – jedenfalls nicht, wenn es die Aufgabe des Predigers sein soll zu erklären, was die Botschaft dieses Textes für uns sein könnte und warum das eine gute Botschaft ist. Denn eigentlich wird doch hier nichts anderes als Willkür nach Gutsherrenart zelebriert. Jedem Arbeiter gibt der Weinbergbesitzer unseres Gleichnisses den gleichen Lohn, ganz egal, wie lange er tatsächlich gearbeitet hat – die Einen den ganzen Tag, die Anderen gerade mal eine Stunde. Dafür erhalten sie alle einen Denar, eine Silbermünze. Das war damals ein großzügig bemessener Lohn für einen Tag Arbeit. *Darüber* konnte sich niemand beklagen. Und dennoch: Ist es denn wirklich gerecht, wenn alle das Gleiche bekommen? Korrumpiert das nicht jede Arbeitsmoral? Wenn denn die Letzen der Ersten sein werden, wäre man doch eigentlich ziemlich blöd, wenn man sich dann nicht erst einmal gaaaanz weit hinten anstellte.

Als ich damit begann, mir die Predigt für heute zu überlegen, musste ich etwas schmunzeln, weil mir dazu als Erstes mein Bruder in den Sinn kam. Der ist schwäbischer Bauunternehmer und führt einen mittelständischen Betrieb, inzwischen in vierter Generation. Sie können sich vermutlich vorstellen, was er davon hält, dass sein kleiner Bruder ausgerechnet Beamter geworden ist. Es gibt da zwischen uns, nennen wir es einmal, liebevolle Spannungen. Er muss früh morgens raus, gleich voll loslegen und schläft abends dann müde vor dem Fernseher ein. Ich dagegen, so stellt er sich das jedenfalls vor, stehe so gegen neun mal langsam auf, gönne mir die

erste entspannte Tasse Kaffee und überlege, was der Tag so bringen könnte. Und wenn ich das dann einmal weiß, fange ich so langsam an. Aber eine Stunde engagierter Arbeit pro Tag reicht doch wirklich. Es wäre ja eine Sünde, sich vor dem Eintritt in die gesegnete Beamtenpension zu verschleißen. Die Letzten, die zur Arbeit kommen, sollen doch die Ersten sein, die etwas davon haben. So steht's schließlich in der Bibel, und so wollen wir es doch auch halten ... .

Aber Spaß beiseite. Auch wenn man es etwas ernster betrachtet, hat unser Gleichnis einige Untiefen, weil es ungerechter Entlohnung das Wort zu reden scheint. Das erleben wir in unserer eigenen Gesellschaft. Es ist nun einmal so, dass Frauen in vielen Arbeitsbereichen für das gleiche Geld immer noch mehr arbeiten müssen als ihre männlichen Kollegen. Statistischen Untersuchungen zufolge, die neulich im Tagesspiegel veröffentlicht wurde, liegen die Differenzen bei Sonder- und Leistungszulagen vor allem in der freien Wirtschaft im Schnitt bei 21%. Da soll mal einer den Satz riskieren „Was beklagt ihr euch eigentlich, ihr habt doch genau das bekommen, was vereinbart war.“ Für eine solche Einstellung würde man hoffentlich mächtigen Ärger bekommen. Denken wir auch an die Menschen unter uns, die mehrere Jobs arbeiten müssen, damit es bis zum Monatsende reicht. Und denken wir an ganze Berufsgruppen wie Pflege- und Betreuungspersonal, die deutlich weniger verdienen als andere Menschen mit vergleichbarer Qualifikation. Was am Ende auf einem Gehaltszettel steht, sagt eben nicht immer etwas darüber aus, wie viel oder wie engagiert oder wie gut jemand gearbeitet hat. Eine Marktwirtschaft entlohnt nach Angebot und Nachfrage, nicht nach Maßstäben einer Gerechtigkeit, über die es vermutlich ohnehin keine Einigkeit gibt. Und selbst eine soziale Marktwirtschaft garantiert nicht, dass mit Arbeitskraft und Arbeitsleistung auch sozial umgegangen wird.

Nein, ich fürchte, dass sich unser Gleichnis, egal wie man es dreht und wendet, nicht einfach als Vorbild und als Handlungsempfehlung in unsere eigene Welt hinein übersetzen lässt. Im Gegenteil. Allen das Gleiche, egal für was und wie viel Arbeit, und Widerspruch wird im Übrigen nicht geduldet – das ist eine Formel, die in der realen Welt, in der wir leben, wohl keinen Segen bringt.

Aber was machen wir dann mit unserem Gleichnis und seiner eigentümlichen Botschaft? Wer das Neue Testament aufmerksam liest, wird sich kaum des Eindrucks erwehren können, dass der Herr Jesus nicht gerade ein Freund der leisen Töne und diplomatischen Formulierungen war, sondern schon ziemlich zugelangt hat. Das sind markige Aussprüche „Eher kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Reich Gottes“, „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich.“ „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert“. Nicht zu vergessen der Wutausbruch im Jerusalemer Tempel, wo er Tische und Bänke umwirft; oder nennen wir es einfach beim Namen: wo er randaliert. Ich bin mir auch gar nicht so ganz sicher, was dieser Jesus davon halten würde, dass wir heute in einem über 100 Millionen Euro teuren Gebäude Gottesdienst in seinem Namen halten. Mit diesem Geld hätte man viele andere gute Dinge tun können. „Verkaufe alles, was Du hast, gib' es den Armen und folge mir nach.“ Das antwortet Jesus einem reichen jungen Mann, der peinlich genau befolgt, was im Gesetz des Mose steht – den Armen helfen, Vater und Mutter ehren und vieles anderes mehr – und der wissen möchte, wie man über all das hinaus ein wirklich und wahrhaftig gerechter Mensch werden könne. Aber einfach alles loslassen, das kann oder will er nicht, und so wendet er sich enttäuscht ab. Nun, ich vermute, das ginge uns genauso, denn so wie wir hier sitzen wären die allermeisten von uns in Jesu Perspektive „reiche“,

„privilegierte“ Menschen, die nicht durchs Nadelöhr kommen, unabhängig davon, welcher Betrag nun genau auf unserem Gehaltszettel steht.

Der Heidelberger Neutestamentler Gerd Theißen hat sich viele Jahre lang ausgiebig mit dem historischen Jesus und den Jüngern beschäftigt, und er bezeichnet sie als „Wanderradikale“ und ihre Lebensphilosophie als „Wanderradikalismus“. Die Jesusbewegung bestand aus Menschen, die sich ganz bewusst aus dem normalen gesellschaftlichen Leben verabschiedet hatten, weil sie darin keinen Raum fanden für das, was sie als das Reich Gottes erwarteten. Sie zogen von Stadt zu Stadt, hatten kein festes Dach über dem Kopf und auch kein geregeltes Einkommen. Sie nahmen den Verlust von sozialer Achtung und Anerkennung in Kauf, weil sie der Gesellschaft ihrer Zeit ohnehin nicht zutrauten, über sich selbst hinauswachsen zu wollen. Für Jesus und die Seinen galt es, eine radikale Entscheidung zu fällen zwischen dem Zeitgeist und dem Reich Gottes. So ein bisschen Reich Gottes, gerade so dass es sich schon gut anfühlt, aber nicht zu sehr weh tut, das war eben keine Option für sie.

Was aber machen wir nun mit unserem Gleichnis von den Arbeitern in Weinberg, das einen solch radikalen Standpunkt einnimmt und sich offenbar nicht so recht mit unseren Verhältnissen verheiraten lässt?

Versuchen wir uns hineinzusetzen in die Szenerie. Da ist also dieser Weingärtner, der sich morgens auf die Suche nach Arbeitern begibt, die den Tag über in seinem Weinberg Trauben lesen sollen. Das war, wie auch bei uns, Saisonarbeit, die schnell erledigt werden musste, bevor die Trauben im heißen Klima überreif waren oder die Vögel kamen, um sie zu fressen. So stellt er also eine Arbeiterkolonne ein und verspricht ihnen den Tageslohn eines Denars. Die machen sich früh um sechs ans Werk. Drei Stunden später

geht er nochmal los und stellt weitere Arbeiter ein. Merkte er da, dass er noch mehr brauchte? Wie dem auch sei, bis hierher ist eigentlich alles normal. Aber nach und nach entfernt sich unser Gleichnis vom normalen Ablauf eines Erntetages in Palästina, denn der Weinbergbesitzer geht wieder und wieder los, um 12 Uhr und um 3 Uhr mittags, und schließlich noch ein letztes Mal um 5 Uhr, gerade eine Stunde vor Ende des Tages. Und jedes Mal stellt er neue Leute ein. Die letzten werden es kaum in den Weinberg geschafft haben bis es dann auch schon wieder Zeit war zusammenzupacken.

Dieser Weingärtner entzieht sich jeder ökonomischen Logik. So denkt und plant kein wirklicher Landwirt. Dem in unserem Gleichnis scheint es nicht nur darum zu gehen, dass er die Arbeit erledigt bekommt, sondern dass möglichst viele Menschen bei ihm Arbeit finden. Und Geld scheint dabei auch kein Kriterium zu sein, denn er kann es sich offenbar leisten, jedem den gleich hohen Lohn zu zahlen. Wir werden also hineinversetzt in eine Szenerie, in der keine Not besteht, in der weder Arbeit noch Lohn begrenzte Güter sind und in der der imaginäre Weinbauer allen alles von Herzen gönnt.

Der vielleicht entscheidende Satz fällt in Vers 6. Da fragt der Weinbauer die Arbeiter, die bis zum Schluss übriggeblieben sind: „Warum steht ihr eigentlich untätig herum?“ Und die antworten ihm: „Uns hat keiner angeworben“. Das dürfte der Schlüssel, der Dreh- und Angelpunkt in unserem Gleichnis sein: „Es hat uns keiner gewollt.“ Sie standen also da, seit am frühen Morgen die Lohnarbeiter auf dem Dorfplatz zusammengekommen waren und hofften, dass es Arbeit für Sie geben würde. Da ging es wahrscheinlich so ähnlich zu wie bei der Teamwahl im Schuelsport. Erst werden die tollen, starken, schnellen gewählt, und die

üblichen Verdächtigen bleiben wie sauer Bier übrig. So stelle ich mir das auch hier vor. Die besten Arbeiter, die jeder will, waren schnell untergebracht, aber die mit den zwei linken Händen oder dem Bandscheibenschaden hatten bis zum Abend noch immer nichts. Aber auch die holt unser Weinbauer noch ab. Interessanterweise sagt er Ihnen nicht, wie er sie entlohnen würde, während er den ersten ja ausdrücklich einen Denar versprochen hatte.

Uns hat keiner gewollt – das ist die Erfahrung, von der sich unser Gleichnis her erschließt. Uns hat keiner gewollt, und trotzdem sind wir angenommen worden. Längst ist klar, dass unser Weinbauer eine Figur der Liebe Gottes ist – eine Liebe, die nicht ruht, bis sich auch der Letzte noch aufgenommen, respektiert und geachtet weiß. Es geht in diesem Moment nicht mehr um Geld oder um Leistung, sondern um die Frage, ob jemand „ja“ zu mir sagt, auch wenn es vielleicht keinen objektiven Grund dafür gibt. Um im Bild unseres Gleichnisses zu bleiben: Wer abends immer noch auf dem Marktplatz steht und dann nach Hause gehen muss, ohne dass einer ja zu ihm/zu ihr gesagt hat, der ist nicht nur ein armer Schlucker, sondern wohl auch eine arme Seele.

Und dann kommt der Moment der Entlohnung. Und auch hier wird deutlich, wie unser Gleichnis die normalen Verhältnisse verfremdet. Der Weingärtner lässt alle Arbeiter dieses Tages in einer langen Reihe antreten, und zwar so dass diejenigen, die zuletzt kamen, nun vorne, am Kopfende der Schlange stehen. Dann macht der Zahlmeister die Geldkiste auf. Was haben sich wohl die gedacht, die gerade mal eine Stunde gearbeitet hatten? „Irgendwas werden wir schon bekommen, viel wird es nicht sein, aber vielleicht reicht es ja für ein Abendessen.“ So etwas in der Art. Und dann die Überraschung: Es gibt den einen Denar, den ganzen Tageslohn. Und so kann

jeder nach hause gehen – zu seiner Familie – nicht mit einem Trostpreis, sondern mit einem Lohn wie ihn auch andere bekommen.

Morgen würde vielleicht wieder ein anderer Tag sein, die Härten des Lebens sind deswegen nicht verschwunden. Morgen würden vielleicht die Letzten nicht mehr die Ersten sein, sondern es würde wieder gelten, was immer gilt, nämlich „Den Letzten beißen die Hunde.“ Aber heute ist da die Erfahrung von Angenommensein und Dankbarkeit. Diese Erfahrung kann man nicht kaufen und man kann sie nicht mit Geld aufwiegen. Und ohne diese Erfahrung ist auch der größte Reichtum nichts anderes als ein Verließ aus Gold.

Und dann sind schließlich die hinten in der Warteschlange an der Reihe, die natürlich mitbekommen haben, was vorne passiert war. Da ist eine sublimen Psychologie am Werk. Hätten die Arbeiter vom Anfang des Tages als erste ihren Lohn bekommen, wären sie vermutlich zufrieden mit ihrem Denar nach hause gegangen und hätten sich nicht mehr darum geschert, was aus den anderen wurde. So aber sehen sie, wie die Spätkommer ihren Denar erhalten, und fangen schon an sich auszumalen, was *sie* dann wohl bekommen müssten. Der eine Denar wird es dann ja wohl nicht mehr nur sein! Vielleicht drei oder eigentlich doch zwölf, für jede Stunde einen? Und dann die Ernüchterung: Auch sie bekommen eben ‚nur‘ den einen Denar, der ihnen versprochen war.

Ich frage mich: Worüber genau waren diese Arbeiter wohl mehr aufgebracht? Dass da die Seifenblase vom erhofften Geldsegen mit einem Mal zerplatzte? Vielleicht hatten Sie, während sie da warteten, schon angefangen zu überlegen, was sie mit dem überschüssigen Geld alles machen würden. Oder war es das gekränkte Selbstwertgefühl, das sie

aufbegehren lässt? Muss ich mir nicht wie ein Depp vorkommen, wenn der Dödel neben mir am Ende genauso gut dasteht wie ich? Ich denke unser Gleichnis trifft mit seiner Psychologie einen Nerv. Haben Sie sich, während ich Ihnen gerade dieses Gleichnis nacherzählt habe, selbst beobachtet und sich gefragt, wo in diesem Gleichnis Sie stehen? Sehen Sie sich auf der Seite der Spätkommer, als einen der armen Schlucker, die niemand wollte und die am Ende eben doch mit dem einen Denar nach Hause gehen? Oder sehen Sie sich eher ganz hinten in der Warteschlange unter denen, die sich ungerecht behandelt fühlen, weil sie eben auf eine Stufe mit den anderen gestellt wurden?

Wenn ich so ehrlich sein darf, ich sympathisiere mit den Ersten, die zu den Letzten gemacht wurden. Denn mal Hand aufs Herz, so funktioniert doch unsere Gesellschaft. Leistung soll sich lohnen – das ist das Credo jeder funktionierenden Marktwirtschaft. Selbst als Beamter, als Professor, werde ich angehalten, mich vor anderen auszuzeichnen, weil es dafür Geld, Forschungsmittel und Mitarbeiter gibt. Niemand will hier diejenigen, die wie sauer Bier noch abends auf dem Marktplatz stehen. Es gibt nunmal Wettbewerb und Konkurrenz, weil eben nicht alle alles bekommen können. Unsere Welt ist nicht wie der Weinberg unseres seltsamen Weingärtners, wo es offenbar weder an Arbeit noch an Geld fehlt. Nein, wir leben in einer Welt, in der die Luft nach oben dünn wird; also ja, wenn ich mich schon aufopfere, weitere Wege gehe als andere, dann will ich auch etwas davon haben.

Aber wenn ich dann noch etwas ehrlicher mit mir selber bin: Ich war in vielen Lebenslagen auch schon derjenige, der seinen Denar eigentlich nicht verdient hatte und ihn trotzdem bekam. Ich habe oft nicht abgeliefert oder nur so getan und trotzdem hat man mich nicht stehen lassen. Aber genau



das vergisst man so leicht, nicht wahr, wenn man nicht bekommt, was einem nach allen geltenden Maßstäben zusteht. Die Erkenntnis, dass man Grund hat dankbar und vielleicht auch ein wenig demütig zu sein, verfliegt schnell, wenn man meint, im Recht zu sein.

Vielleicht ist es die tieferliegende Weisheit unseres Gleichnisses, dass es uns zwei Rollen anbietet, in die wir hineinschlüpfen können – je nach dem, wo wir gerade stehen im Leben. Und die tröstende Botschaft ist dann, dass Gott, der Weingärtner, uns genau dort abholt.

Die Theologin Kathryn Tanner hat im Bezug auf unser Gleichnis und verwandte Texte einmal von der „Ökonomie der Gnade“ gesprochen, die das Reich Gottes auf unsere Welt legt. Das ist ein provozierender Gedanke. Kann Gnade ökonomisch sein? Und gibt es eine gnädige Ökonomie? Eine alltägliche Erfahrung ist das bestimmt nicht. Aber wenn wir uns das gar nicht vorstellen können, wenn uns das Handeln des Weinbauers gar nichts mehr sagt, wenn wir die Logik einer solchen Ökonomie der Gnade nicht mehr verstehen, dann berauben wir uns der Möglichkeit, für unsere Welt mehr zu hoffen als sie ist. Und wenn der Satz „Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten“ für uns so gar keine Plausibilität mehr besitzt, wenn nur noch gilt „wo ich bin ist vorne“ und „den Letzten beißen die Hunde“, dann wäre das nicht nur eine geistliche, sondern auch eine geistige Verarmung. Dann hätten wir dann den Kontakt zu dem verloren, was Jesus meint, wenn er vom Anbruch des Reiches Gottes in unserer Mitte spricht.

Und so sei die Gnade und der Friede Gottes mit uns allen, auch wenn wir nicht immer ermessen können, was das heißt. Amen.